

Das Mareiengrab [Schluss]

Autor(en): **Altheer, Paul**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [23]

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587715>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Mareiengrab.

Nachdruck verboten.

Novelle von Paul Altheer, Zürich.

(Schluß).

Dem sonnigen September war ein merklich frostigerer Oktober und diesem ein November mit Stürmen und Schnee und Eis gefolgt. Das ganze Gebirge starnte in kalter Weiße, und auch über den Tiefen lag es, soweit man schaute, weiß, weiß, überall weiß. Es hatte sich wenig Neues im Dorfe ereignet, außer daß die Sternwirtstochter, die im Sommer neunzehn geworden, plötzlich in ein französisches Pensionat geschickt ward, die alte Barber fein gestorben war und Meiers Hannes in der nahen Kantonshauptstadt die Lehrlingsprüfung als Tischler bestanden hatte . . .

Annemarie schien sich, zum Erstaunen aller Bekannten, von ihrem Leid immer noch nicht zu erholen. Sie tat ihre Pflicht, wie es gerade recht war, nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig, lachte wenig und schien allen Menschen, vor allem aber allen Gesprächen aus dem Weg zu gehen. Sie zog sich dadurch den Ruf, eine Sonderbare zu sein, zu, kümmerte sich aber nicht darum und ging still ihres Weges. Mit den Tatsachen schien sie sich zwar abgefunden zu haben, aber so schwer und so wider Willen, daß sie sich noch immer nicht von dem schweren Schlag wieder aufzurichten vermochte. Ihr Kopf neigte zur Erde, wenn sie ging, als sähe ihr ein Gewicht im Nacken. Von Woche zu Woche fühlte sie deutlicher, daß neues Leben aus ihrem hervorgehen sollte. Und mit dem Bewußtsein, eine ungeheure — die erste — gefährliche Lüge zu begehen, sah sie dem frühen Frühling entgegen. Sie war überzeugt, daß sie dem Tod entgegenging, und fühlte sich, eine Verurteilte, die letzten Wochen eines früh verpielten Erdenlebens mit wehmütiger Trauer widerwillig genießen. Müde dieses langen Harrens auf ein voraus erfahrenes Schicksal, wünschte sie sich oft ein rasches, unerwartetes oder gewalttames Ende herbei. Zu andern Zeiten wieder sah sie mit Grauen dem Sinken der Sonne zu; denn sie wußte, daß jede Sekunde, die vorüberglitt, für alle Zeiten für sie verloren war. Und sie hatte nur noch so wenig, so wenig zu leben . . .

In den ersten Tagen des neuen Jahres stand der Herr Pfarrer auf einem seiner Rundgänge, bei denen er diejenigen seiner Schutzbefohlenen aufsuchte, die gerade aus irgend einem Grunde, weil vielleicht eine Taufe, ein Todesfall, eine schwere Erkrankung oder eine Trauung in der Familie zu verzeichnen war, sein besonderes Interesse erweckten, vor der Türe des Häuschens, das Annemarie seit den ersten Herbsttagen des vorigen Jahres allein bewohnte. Annemarie hörte vor der Haustüre das ihr unbekante Scharren und Stampfen, mit dem der alte Herr seine Stiefel vom Schnee säuberte, der in hohen Schollen an den Absätzen klebte und sich schwer auf Hut und Mantel festgesetzt hatte. Annemarie legte ihre Flickarbeit weg, und noch ehe der Gast Gelegenheit hatte anzuklopfen, öffnete sich die Türe. Und während das hellstimmige Geißglöcklein klingelte und klingelte, als gelte es, ein halbes Duzend Menschen aus dem Schlaf zu rufen, standen die beiden, der Herr Pfarrer und sein Gemeindefind, einander gegenüber.

Freundlich lächelnd zog der verschneite Herr seinen Hut und streckte dem Mädchen die Hand zum Gruß entgegen. „Ich wollte bloß mal sehen, wie es dir geht, Annemarie. Und dann möchte ich mich gerne in deiner Stube etwas verpuffen. Als Gastgeschenk bring ich dir einen ganzen Mantel voll Schneegestöber und die Kleider voll Winter mit. Keine seltenen Geschenke zu dieser Jahreszeit!“

Der Pfarrer lachte und schüttelte die ihm zaghaft dargebotene Hand des Mädchens. „Also, du willst heiraten, Annemarie?“ fuhr er, in der Stube sich am Tische niederlassend, fort. „Ja, ja, recht ist es. Der Jochem hat es mir gesagt. Ich gratuliere dir zu dem. Einen recht Wackeren hast du dir aus-

gesucht!“ Er nickte beifällig mehrmals vor sich hin. „Und am Mareiengrab soll ich euch trauen, euch Sappermenter! Da muß ich mir extra noch ein Paar neue Stiefel machen lassen, sonst hol' ich mir was dabei. Aber,“ fügte er lachend hinzu, „schad't nichts. Wenn's um das Glück zweier Gemeindegeliebten geht, wird sich euer Pfarrer auch ein Paar neue Stiefel leisten können. Soviel ist die Sache noch wert. Oder etwa nicht, Annemarie?“

Annemarie schnitt jedes Wort wie ein scharftiges Schwert in die Seele. Diesen Mann belügen! Diesen Menschen in die Stürme eines ungesunden Märztages hinausjagen — um einer Lüge willen! Sie wollte ihm zu Füßen fallen und gestehen. Sie wollte weinen und beichten und ihr Herz leicht machen von all dem Schweren, das sie seit Wochen darin verflocht. Aber sie blieb sitzen und zwang sich zu einem Lächeln.

„Du weißt, was damit zusammenhängt, Annemarie?“ fragte der alte Herr beiläufig. Als er ihr blaßes Gesicht sah und das Beben ihres Körpers bemerkte, sagte er: „Du brauchst kein peinliches Halsgericht zu befürchten, keine Generalmusterung deines Gewissens oder so. Wir kennen dich, Annemarie. Und wenn du sagst, du willst am Mareiengrab gesegnet werden, genügt uns das und gilt uns mehr als Brief und Siegel.“

„Ich habe es der Mutter geschworen,“ stieß sie gequält heraus.

„Na, und — da ist alles in Ordnung! Aber, ich glaube beinahe, ich habe dir, meiner Stiefel wegen, Sorgen gemacht? Am Ende kommst du nachher noch gelaufen und fragst, was sie gekostet haben! Laß gut sein; im Notfall geh'n auch die alten noch einmal!“ Er lachte wieder und fuhr, als er ihr immer noch gezwungenes und verängstigtes Wesen bemerkte, fort: „Im übrigen seid ihr alle komisch, ihr jungen Leute. Wenn euch euer Pfarrer besucht, weil er euch lieb hat, werdet ihr wieder zu Schulkindern, und wenig fehlt, so würdet ihr vor ihm davonlaufen, weil ihr Angst habt, er könnte euch auf euern Glauben prüfen und euch ein paar Fragen vorlegen, die ihr natürlich — ich weiß das, auch ohne daß ich frage — nicht mehr beantworten könntet!“

Er stand auf und langte sich den inzwischen ziemlich trocken gewordenen Mantel vom Haken in der Nähe des Ofens herab. „Im übrigen scheintst du dir dein Leid noch immer viel zu sehr zu Herzen zu nehmen. Ich liebe es ja, wenn man nicht allzu leicht über derartiges hinweggeht. Aber einmal muß auch der Schmerz ein Ende nehmen. Also vergiß endlich, was dir in deiner Mutter verloren ging. Wende dich ab von den Toten, den Lebenden zu! Leb wohl, Annemarie. . . Und werde glücklich!“

Er reichte ihr die Hand, und wenige Augenblicke später sah ihn das Mädchen im Schneegestöber verschwinden.

* * *

Der März regierte seit einigen Tagen, ein März, der zu wissen schien, was er uraltem Herkommen schuldig war. Von den Bergen stäubten die Lawinen; Stürme und Wetter tobten, und die Bäche schleuderten ockergelbe Wassermassen den Tiefen zu. Annemarie saß am Fenster. Ihr Hochzeitskleid lag auf ihren Knien. Aber die Hände ruhten müde im Schoß. Mit Augen, die weit geöffnet waren und doch nichts sahen, starrte sie hinaus in die Stürme eines noch kaum zu ahnenden und doch so nahen Frühlings. In wenigen Tagen sollte sie getraut werden. Und doch war sie nicht froh. Das Dorf hatte noch nie eine so ernste Braut gesehen. Annemarie saß tagelang am Fenster und wußte nicht, ob es regnete oder ob die Sonne schien. Sie wälzte sich nächtelang auf ihrem Lager, immer den einen grauenhaften Gedanken des kommenden Unheils, in hundert und aberhundert Verschiedenheiten vor der Seele.



Scharans im Domleithg.
Bad photographischer Aufnahme von Domenic Hiltbol, Scharans.

DIE KAMMERLE
1866

Und der Morgen kam, an dem sie, als sie aufstand, wußte: Noch einmal wach sein, noch einmal schlafen, und dann — war es vorbei! Sie schleppte sich in die Stube. Alles war vorbereitet. Nichts blieb zu tun. Beide Hände aufgestützt und den Kopf darauf gelegt, schaute sie nach der tickenden Hängeuhr und schauderte bei jedem Ruck, den der Zeiger auf seinem Wege machte, tief zusammen.

Acht Uhr ... Halb neun Uhr.

Morgen um diese Zeit würde alles vorüber sein. Um acht Uhr standen sie am Mareiengrab. Am Mareiengrab! Wie ihr das einen Stich gab. Sicher würde ein Blitz niederfallen und sie zermalmen. Oder die Erde würde sich aufstun, Marei eine Hand herausreden — eine graufige Knochenhand — und sie zu sich hinunterziehen. Oder sie würde hinsinken, wie schon einmal eine, die Liserose, hingsunken war, und auf der Stelle tot sein. Der Doktor würde sagen, sie habe eine Lungenentzündung geholt oder so. Auch der Jochem würde das sagen. Aber die andern ... Ach, die andern würden sich höhnisch in die Ohren tuscheln und es besser wissen als der Doktor und als der Jochem. Ja, ja, besser wissen ... Und wenn man den Kindern die Geschichte vom Mareiengrab erzählte, dann würde man von dreien erzählen, nicht nur von zweien, die eine Lüge mit dem Tod bezahlt. Man würde dem, was man schon heute wußte, hinzufügen: Und viele Jahre später, da war ein Mädchen, das hieß Annemarie. Ihre Mutter war arm und verachtet, weil sie keinen Mann hatte, als Annemarie geboren wurde, und weil der Vater Annemaries die Mutter seines Kindes nicht heiratete. Und weil die Mutter nicht wollte, daß es ihrer Tochter einmal ebenso gehe, wie es ihr gegangen war, mußte ihr Annemarie in die Hand versprechen, sich am Mareiengrab mit dem Brautkranz im Haar segnen zu lassen. Aber Annemarie war das Kind ihrer Mutter und nicht um ein Jota besser als Liserose und die andere. Und mitten aus dem blauen Himmel kam ein Blitz — oder: aus der Erde reckte Marei eine Hand — oder ...

Annemarie sprang auf und hielt sich, krampfhaft aufschreiend, mit beiden Händen den Kopf, als müsse sie ihn zusammenhalten. „Nein, nein!“ schrie sie wieder und wieder. Dann richtete sie sich gerade auf, ließ den Kopf los und sagte halblaut und gedehnt vor sich hin: „Ich tu's nicht!“

Dann schritt sie, kräftiger und sicherer als je in diesen Monaten auftretend, zum Fenster. Und zum ersten Mal wieder sahen ihre Augen, indem sie schauten. Sie sahen, wie in dicken Fäden der Regen goß und sich schwer in die Schneemassen legte, die fußtief auf den Wiesen lagen. Die Wege waren mit einer bis über die Knöchel reichenden schmutziggelben Masse bedeckt. Wenn der Regen nachließ, hörte sie den Föhn durch die Wälder und Schlüfte der Höhen donnern. Morgen würden sie hinaufziehen in langem Zug. Auf dem Friedhof würde der Herr Pfarrer ... Sie sah den alten freundlichen Herrn mit verregnetem Mantel, tropfendem Hut und durchnässten Stiefeln den Berg hinaufsteigen. Im Glauben, einer guten Sache den Segen zu geben, würde er alles auf sich nehmen und noch fröhlich sein dabei. Und es war Lüge, war Betrug. ...

Nein, sie würde es nicht tun!

Es kamen Besuche: Freundinnen, Bekannte, Verwandte und wer weiß, wer noch alles. Und als alle wieder gegangen waren, war es Abend geworden, der letzte, der ihr noch blieb. Eine stille, ergebene Wehmut kam über sie, und sie begann Abschied zu nehmen von allen Dingen, die ihr lieb und wert geworden waren. Da war ihr Kämmerlein mit den vielen, vielen Erinnerungen, dort der Ofensitz, in dem Mütterchen geschlummert, drüben die Ecke, in der sie mit ihren Puppen gespielt hatte, da vorn der Tisch, an dem sie geplaudert mit Mutter und mit Jochem. Ach, es waren so viele Sachen, die man kaum beachtete und die doch so unendlich lieb und wertvoll waren, wenn es darauf ankam, sie alle, alle wegzugeben. Alle auf einmal! Und wofür? Wenn man wenigstens wußte, wofür? Aber über den Sternen war ein weiter und blauer Himmel. Da lebte ihr Mütterlein. Und vielleicht, vielleicht — man konnte ja nicht wissen — vielleicht würde auch Annemarie dahin gelangen. Und dann war alles gut. Ganz sicher würde sie hingelangen. Der liebe Gott war ja so gut. Hatte es der Herr Pfarrer nicht hundertmal gesagt? Er würde verzeihen, immer wieder verzeihen, wenn man nur bereuen wollte.

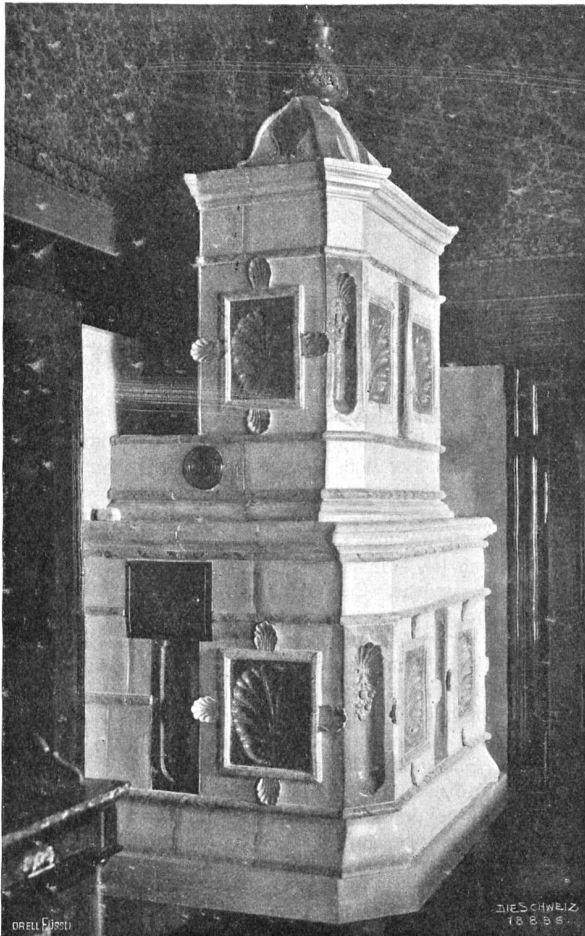
Und ob sie bereuen wollte!

Dann sah sie, halb wach und halb in Träumen, was sich alles begeben würde. Die Welt, die trübe Welt, mit ihrem Leid, mit ihren Sorgen und Schmerzen war ferne, ferne ... Ach, es war schön, so schön ...

Ein wilder Windstoß, der die Höhen herabgedonnert kam und die Pappeln am Weg halb zur Erde neigte, die Apfelbäume zaufte, daß die kahlen Nester knackten, und pfeifend durch die Fugen und Ritzen der Dächer tobte, weckte sie auf aus ihren Träumen. Sie wollte schlafen, ein letztes Mal schlafen. Aber sie fand keine Ruhe. Die Gedanken wälzten sich in ihrem Kopf. Ein Entschluß neigte zur Reife, und Pläne über das Wie ließen sie nicht los. Morgen, ganz früh, wollte sie zum Herrn Pfarrer eilen und ihm sagen, daß es nicht sein soll. Sie wollte ihm gestehen, alles, alles wollte sie sich von der Seele herunterbeichten. Mochten sie sagen, was sie wollten, die andern. Mochte geschehen, was geschehen mochte. Nur nicht diese Lüge, diese große, schändliche Lüge! Ob sie den Mut habe, zu tun, was sie tun wollte? Und Mutter? Was hatte sie gelobt? Was hatte sie geschworen? Mutter!?



Rietberg ob Rodels (im innern Domleisch), von der Almenfer Seite. Phot. D. Mischol, Schiers.



«Jenatsch-Ofen» in Schloß Rietberg. Phot. D. Mischol, Schiers.

Mutter!

Ja, sie würde ihr helfen in ihrer Not. Daß sie nicht früher daran gedacht hatte! Sie wußte den Weg. An ihrem Grab wollte sie beten, daß sie ihr diesen Weg weise. Nein, nicht den Weg weisen. Der Weg, der war schon richtig, so, wie sie ihn vor sich sah. Aber die Kraft dazu würde ihr fehlen. Und die würde ihr die Mutter geben. Ja, ja, es brauchte so unendlich viel Kraft, diesen Weg zu gehen.

„Mutter, Mutter, ich komme!“

Sie warf sich das dünne schwarze Tuch über die Kleider

und eilte in die tobende Nacht hinaus. Der Regen peitschte ihr Gesicht. Das Schneewasser drängte sich in die Schuhe. Die Kleider klebten wie Felsen an ihrem Leib. Sie lief, lief. Der Atem wollte ihr versagen. Sie lief, lief. Schon keuchte sie den Weg hinan. Zwei Schritte konnte sie sehen, weiter nicht. Sie kannte den Weg gut. Sie war ihn hundertmal gegangen und eilte weiter. Der Boden wich unter ihren Füßen, so hoch lagen Schnee und Wasser und so weich war die Erde.

Hoch über die Wälder zog die betäubende Jagd des Sturmes. Tief unten hörte sie ihn durch die Wälder pfeifen. Da mußte das Marienbild stehen. Sie wandte zu ihm hin. Ein heißes Gebet — dann eilte sie weiter.

„Ja, Mutter, ich bin unterwegs!“

Die Kälte schüttelte sie mehr noch als der Sturm. Annemarie eilte. Ihre Brust ging hoch. Ihr Atem piffte wie der Sturm. Ihre Augen fieberten und starrten in die Nacht. In den Knien spürte sie eine unendliche Müdigkeit, einen wahn-sinnigen Schmerz. Sie eilte weiter. Da stand der Kirchhof. Fast hätte sie sich den Kopf an den eisernen Stäben des Gitters eingerammt. Das Tor war verschlossen. Was nun? Den Sigrüst wecken? Er würde ihr sein Haus öffnen, nicht den Kirchhof. Dazu hatte Annemarie keine Zeit, jetzt nicht.

„Ich komme schon, Mutter!“

Hinten war eine zweite Tür. Beim Knochenhäuschen. Annemarie ließ die Hände, die sich krampfhaft am Gitter festgehalten hatten, los und eilte weiter, dem Gitter entlang. Der Schnee ging ihr bis an die Hüfte und war schwer und naß wie die Wasser eines Flusses. Annemarie stampfte sich durch und fand die Tür. Sie war angelehnt.

„Mutter, ich komme!“ rief sie mit heiserer Stimme in den Sturm hinaus. Dann eilte sie zwischen den Gräbern weiter, einmal links, einmal rechts, ratlos, immer weiter.

„Mutter, Mutter, hilf! ... Ich kann ... nicht ...“

Annemarie fiel vornüber. Dumpf schlug ihr Kopf auf den Steinen auf.

Das Donnern einer Lawine dröhnte durch die Schlüfte. Der Sturm jauchzte die Halben hinab.

* * *

Man fand Annemarie, kalt wie der Stein, auf dem sie lag.

Es war der Morgen ihres Hochzeitstages: der Mareientag. Der Arzt zuckte die Achseln und schrieb einen Totenschein. Im Dorf aber flüsterte man geheimnisvoll und nickte bedenklich bei manchen Worten, die man sprach. Und es ging von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr. Und es war die Rede von Annemarie, wenn man so geheimnisvoll tat.

„Ja, und dann war die Annemarie. Auch sie wollte das Schicksal betrügen. Aber in der Nacht, in der letzten Nacht, die noch vor dem Tage lag, in dieser letzten Nacht holte sie die Marei selber zu sich. Und am Mareiengrab fand man sie früh am Morgen, und sie war kalt wie der Stein, auf dem sie lag...“

Ein Herbstausflug ins Domleischg.

Mit insgesamt zwei Kunstbeilagen und zweiundzwanzig Abbildungen im Text nach photographischen Aufnahmen von Dominic Mischol, Schiers.

(Schluß).

Das Gasthaus Dalbert in Rodels sollte uns über Nacht beherbergen. Wir fanden das einfache Haus noch in Festvorbereitung — folgenden Tages wurde der eidgenössische Wet-, Buß- und Danktag gefeiert — bezogen ein freundliches sauberes Schlafgemach, bestellten einstweilen unser Abendbrot und schickten uns an, frei von Gepäck und mit dem Behagen von Leuten, die ihre Pflicht getan, das Dorf und seine Umgebung näher kennen zu lernen. Im Dämmer stiegen wir jetzt auf dem Almensersträßchen gegen Rietberg (s. S. 537) hinan und überholten ein junges Mädchen mit schwarzem Haar und prächtig dunkelbrauner Gesichtsfarbe. Es war mit einer großen ledernen Tasche beladen und blickte uns aus scheuen träumerischen Augen an. Das war Ursula, das Postmädchen des Bergdorfes Amens

(s. o. S. 523), ein liebliches schlichtes Alpenblümlein, das uns wie ein Märchen am Weg erblühte.

Aus baum- und buschreicher Umgebung glockten uns im Halbdunkel die Eulenaugen des dicken alten Schloßturmes von Rietberg an. Außer ihnen vermag eigentlich nichts an dem modernisierten Schloß zu fesseln, das einst Schauplatz graufiger Taten war in jener bewegten Zeit, die unter dem Namen Bündner Wirren dem Geschichtsfreund bekannt ist und durch Conrad Ferdinand Meyers Bündner Geschichte „Jürg Jenatsch“ die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gezogen. Hier erschlugen Jürg Jenatsch und seine Spießgesellen am Morgen des 14. Februar 1621 ihren politischen Widersacher Pompeius von Planta in seinem eigenen Schlosse ... Seit